

GLOBUS

Illustrierte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

Vereinigt mit den Zeitschriften „Das Ausland“ und „Aus allen Weltteilen“

Begründet 1862 von Karl Andree

Herausgegeben von

H. Singer

Vierundneunzigster Band



Braunschweig

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn

1908

Extraído de volume digitalizado pelo projeto Google Books.
Disponível na Biblioteca Digital Curt Nimuendaju:
http://biblio.ethnolinguistica.org/koenigswald_1908_coroados

weite unbebaute Taccu von Sádali, das viele, aber schlecht erhaltene Nuraghen umsäumen. Die kleinen Orte Esterzili und Sádali bleiben links unten an den Talhängen liegen; manchmal unterbricht ein Steineichenwäldchen die Wildnis; endlich wird die Gegend wieder freundlicher, wo Nurri und Orróli in ihren Eichenbeständen verborgen liegen. Erst nachts erreichten wir Mándas, das schon in tiefem Schlummer begraben lag. Nur die Dorfhunde heulten, von uns aufgeschreckt, schrecklich durch die Nacht. Mándas besitzt einen von der Eisenbahngesellschaft im Bahnhofe eingerichteten Gasthof, der für Sardinien geradezu elegant ist. Er ist aber um diese Zeit geschlossen, und wir konnten von Glück sagen, als wir in den im Innern des Orts befindlichen Gasthof eingelassen wurden und eine strohgedeckte Kammer

neben den Ställen mit primitiven Lagern angewiesen erhielten. Dieser Dorfgasthof (Abb. 5) ist, wie die meisten der Ebene und sogar noch einige in Cagliari, ein getreues Abbild eines orientalischen Chan: um den Hof reihen sich die Ställe für die Pferde und die Kammern für die Gäste, in denen man nur die allernötigsten Ansprüche machen darf.

Von Mándas an folgen sich wieder die charakteristischen Dörfer der Ebene; man durchquert die heiße fruchtbare Trexénta mit dem stattlichen Senorbi, von dem aus man nach Osten die Berge des Gerréi erblickt; die Straße folgt ziemlich der Bahn und führt über die letzten Bergausläufer bei S. Pantaleo zurück zur sardischen Hauptstadt.

Die Corôados im südlichen Brasilien.

Von Gustav von Koenigswald. .

Mit 26 Abbildungen.

(Schluß.)

Das Tagewerk der Corôados wickelt sich, wenn sie nicht gerade auf Kriegszügen sind, immer in der gleichen Weise ab. Mit dem ersten Morgengrauen erheben sich die Schläfer von ihrem Lager und nehmen im nächsten Fluß ein Bad, gewöhnlich an einer seichten, sandigen Stelle, wo sie sich mit den Kindern vergnüglich umher-tummeln. Während dieser Zeit haben einige im Lager gebliebene Weiber das Feuer ordentlich geschürt und in Kochtöpfen und flachen Pfannen Fleisch, Fische, Palmitos und dergleichen beigesezt, um die zurückkehrende hungrige Gesellschaft nicht allzulange warten zu lassen. Die Leute gruppieren sich hockend oder auf dem Boden sitzend um das Feuer und fischen mit kleinen, aus umgebogenen Taquarasplintern hergestellten Pinzetten aus den brodelnden Töpfen die Fleischstücke heraus, die zwischen die Finger genommen mit grobem Maisbrot zusammen verzehrt werden. Flüssige Substanzen werden entweder in flachen Tonschalen von Mund zu Mund gereicht oder mit den als Löffel dienenden Schalen der in den dortigen Gewässern häufigen Flußmuscheln oder in Kalabassen geschöpft.

Die übrigen Mahlzeiten sind unregelmäßig und an keine bestimmte Stunde gebunden. Die Indianer essen, solange sie Vorrat haben, stets reichlich, können aber auch, wenn es sein muß, längere Zeit ohne Beschwerde hungern. Kleine Vorräte von zwischen heißen Steinen gedörtem Fleisch, das lange haltbar ist, und hauptsächlich Mais müssen über magere Jagdtage und ungünstige Zeiten hinweghelfen.

Die Hauptnahrung der Corôados besteht aus Wild, dem sie mit Fallen und Schlingen nachstellen, oder das sie in listiger Weise beschleichen und mit dem Pfeil erlegen. Sie sind geborene Jäger, die das Waidwerk mit Leidenschaft und außerordentlichem Geschick betreiben. Sie jagen ungefähr alles, von Tapiren und Jaguaren bis zu Ratten, Mäusen und Eidechsen herab; sie durchsuchen morsche Baumstämme nach fetten Käferlarven, die sie besonders schätzen; sie sammeln Früchte und Palmenkohl und füllen Kalabassen oder Taquarahalme mit dem aromatischen Honig der vielen wilden Bienenarten, die, stachellos, ihre in hohlen Bäumen angelegten Honigkammern widerstandslos hergeben müssen.

Neben der Jagd betreiben die Wilden auch den Fischfang, wenn auch mehr in mechanischer Weise, da sie sich gewöhnlich darauf beschränken, in den kleineren Flüssen und Bächen die seichteren Stellen oder Fälle

durch große Steine teilweise abzdämmen und in den mit Absicht gelassenen Lücken Körbe oder Netze einzuhängen, in die die Fische, namentlich während der Nacht, arglos hineinschwimmen, so daß sie nur geholt zu werden brauchen.

Mit Ausnahme von Käferlarven, Früchten, Mais und Honig genießen die Corôados nur geröstete oder gekochte Speisen, allerdings ohne Salz, das sie nicht kennen und auch nicht schätzen. Interessant ist die Zubereitung größeren Wildes, wie der Tapire, die ausgeweidet in der Haut geröstet werden. Das Tier wird in die Blätter der Jerivápalm eingewickelt und in einem großen Erdloch, wo von unten und von der Seite gefeuert wird, meist 1½ bis 2 Tage geröstet. Das Tapirfleisch ist die Lieblingsspeise der Wilden; aber auch Affen, Wildschweine und Raubtiere sind hochgeschätzt, während die von den Europäern bevorzugten Rehe, Tauben und Waldhühner weniger Beachtung finden. Ebenso ist es mit Pferde-, Esel-, Katzen- und Hundefleisch, das als Delikatesse gilt, wogegen Rind- und gesalzenes Fleisch nur im Notfalle und mit Widerwillen gegessen wird.

Die Corôados lieben berauschende Getränke; namentlich die vielen Feste sind bei ihnen ohne solche gar nicht denkbar. Zur Herstellung zermahlen sie Mais in einer Art Mörser und setzen ihn mit warmem Wasser in hölzernen Gefäßen an, wo er unter häufigem Umrühren mehrere Tage verbleibt und stark gärt. Mit dem Aufhören der Gärung ist das Goya-fá genannte Gebräu trinkreif. Um dem sauren, bitteren Getränk einen angenehmeren Geschmack zu geben, versetzen sie es mit dem aromatischen Honig wilder Bienen, woraus dann der süßliche, stark berauschende Quequi entsteht. Ein drittes Getränk, Goya-kupri, wird ebenfalls aus Mais gewonnen, der aufgeweicht und dann von Weibern gekaut, in Tongefäßen zur Gärung gebracht wird und schon nach 24 Stunden trinkbar ist und recht gut schmeckt.

Die vielseitige Verwendbarkeit des Maises zu Speise und Trank hat diese überaus ergiebige und wichtige Kornfrucht von jeher zu einer von den meisten Indianerstämmen bevorzugten Kulturpflanze gemacht. Die Corôados bauen den Mais in größerem Umfange an und feiern seine Reifezeit und Ernte mit vielen in wilde Bacchanalien ausartenden Trinkfesten, zu denen die befreundeten und benachbarten Stämme sich gegenseitig einladen. Auch nach beutereichen Jagd- und Kriegszügen, bei Besuch oder nach Begräbnissen werden große

Festlichkeiten veranstaltet. An solchen Tagen schmücken sich die Wilden mit bunten Federkleidern (Abb. 1) oder bestreuen sich den mit Honig eingeriebenen Kopf und andere Körperteile mit feinen weißen Daunen und bemalen sich Gesicht und Körper mit schwarzen Zeichnungen.

Auf dem vor den Hütten hergerichteten Festplatz vergnügen sich die Männer mit den unter Vorantritt von Musikanten im Gänsemarsch eingetroffenen Nachbarn zunächst mit Ringkämpfen oder anderen Kampfspielen (Kaingire), wobei die beiden Parteien sich in zwei 8 bis 10 m voneinander entfernten Reihen gegenüberstellen. Als Waffe benutzen sie kurze (50 bis 70 cm lange) kräftige Knüttel aus schwerem Holz, die an den beiden Enden etwas zugespitzt sind und so geworfen werden, daß sie in kreisender Bewegung (radschlagend) möglichst mit der Spitze den Gegner erreichen und verwunden. Die Kunst dabei ist, sicher zu zielen und geschickt auszuweichen. Die Weiber lesen unter Geschrei und Lärmen die Knüttel zusammen und bringen sie den Männern, und fällt einer der Kämpfer verwundet zu Boden, so bedecken sie ihn mit einem Borkenschild, zum Zeichen, daß er außer Gefecht gesetzt ist und als Ziel nicht mehr benutzt werden darf. Der Getroffene zieht sich dann zurück oder wird, falls er schwer verwundet ist, von den Frauen aus der Gefechtslinie geschleppt, um verbunden zu werden.

Die Wilden sind für das Kaingire begeistert. Mit größter Hartnäckigkeit wird der Scheinkampf oft stundenlang fortgesetzt. Die Erregung nimmt unter den Leuten immer mehr zu, und das Geschrei der Weiber übertönt das schwirrende Geräusch der hin und her sausenden Hölzer, die bald hier, bald dort einen Streiter kampfunfähig machen und die Reihen lichten, bis sich schließlich die schwächere Partei zurückzieht und dadurch dem Gegner den Sieg zuerkennt, womit dann der brutale Wettstreit beendet ist. Wer die meisten Wunden erhält, aber trotzdem so lange kämpft, bis er halbtot am Platze bleibt, wird als Turú-manin (Tapferster) ganz besonders gefeiert.

Nachdem in solcher Weise die freundschaftliche Zuneigung gegenseitig betätigt worden ist, begeben sich die Teilnehmer in die Festhütte (gewöhnlich die Hütte des Kaziken), wo sie sich um das hochlodernde Feuer gruppieren und unter Gesang und zu den Tönen einer fürchterlichen, mittels klappernder Kalabassen, zwei- und vierlöcheriger Flöten und eines trommelähnlichen Instrumentes hervorgebrachten, mehr oder weniger rhythmischen Musik in abwechselnden Gruppen Schritt- und Phantasietänze aufführen und zwischendurch nach Herzenslust trinken und schmausen. Die Frauen beteiligen sich nicht an den Tänzen, sie haben mehr für die Aufwartung der Männer zu sorgen, den vollen Kalabassenbecher zu kredenzen und die sinnlos Betrunknen in das Lager zu befördern, wobei den rabiaten Trunkenbolden, die das Fest zu stören drohen, einfach Hände und Füße gebunden werden, bis sie ihren Rausch ausgeschlafen haben.

Die Indianer leben nur der Gegenwart, ihr phlegmatisches Naturell kennt keine Sorgen um den leicht erreichbaren Lebensunterhalt und um die Zukunft. Sie sind stets heiter und vergnügt, wenn auch nie sehr laut, arbeiten möglichst wenig und spielen oder unterhalten sich, wenn sie daheim sind, um so mehr mit ihren Kindern und den verschiedenen Haustieren, besonders den Papageien, die in allen Hütten oft in bedeutender Zahl gehalten werden. Die Wilden schätzen die anhänglichen und gelehrigen Papageien sehr, deren Fang sie deshalb auch mit Eifer betreiben. Da den schlaun Vögeln in den hohen Bäumen schwer beizukommen ist, spionieren sie die Trinkplätze aus, seichte Flußstellen, wo die Papa-

geien zu gewissen Tageszeiten einfallen, um zu trinken, zu baden und sandige oder tonige Erden zu fressen. An solchen Stellen bauen die Indianer eine kleine Palmenhütte von möglichst buschartigem Aussehen und warten die Zeit ab, bis die wiederkehrenden argwöhnischen Vögel sich an deren Anblick gewöhnt haben. Sobald die Tiere ganz sicher gemacht sind, versteckt sich der Fänger in der Hütte, bringt auch wohl ein oder zwei Lockvögel mit und sucht dann unter den zur Tränke kommenden Papageien einen der schönsten aus, um ihm mit viel Vorsicht und Geschick die an einer langen Taquararute hängende feine Schlinge über den Kopf zu ziehen.

Die Wilden betrachten die Gastfreundschaft als eine Ehrenpflicht und sind stets bereit, den Fremden auf das Beste aufzunehmen und unter Umständen den letzten Bissen mit ihm zu teilen.

Macht ein Corôado Besuch bei einem befreundeten Stamm, so stellt er sich schweigend an den Eingang der großen Hütte, bis er von dem Kaziken oder einem der älteren Männer begrüßt und aufgefordert wird, näher zu treten, worauf er sofort Speise und Trank vorgesetzt erhält. Erst wenn er so gestärkt ist, bringt er seine Wünsche oder Bestellungen vor. Beim Abschied verschwindet der Gast mit einem „Ya ti moa!“ (Ich gehe davon!), worauf ihm mit einem „Ha tingé!“ (Du gehst!) geantwortet wird.

Wird ein Corôado ernstlich krank, so nimmt er die Hilfe des Kafangé, eines alten, in der Kurpfuscherei erfahrenen Mannes, in Anspruch, der ihn mit Anrührungen, Kräutern und Sympthiemitteln behandelt. Hilft aber die Kur nicht, so sucht der Mediziner die Ursache und den Ausgang des Übels durch Träume zu ergründen und andere stärkere Mittel anzuwenden. Die Angehörigen des Patienten nehmen viel Anteil an dem Verlauf der Krankheit, und je hoffnungsloser sie ist, um so liebevoller behandeln sie den Leidenden, den sie in jeder Weise aufzumuntern und durch alle möglichen Versprechungen zu erfreuen suchen. Verschlimmert sich aber der Zustand, so umstehen die Männer in tiefem Ernst das Lager, während die Frauen laut weinend und schluchzend das bevorstehende Unglück beklagen. Kaum daß der Verscheidende den letzten Atemzug getan hat, wird die Leiche mit einem Tuch umhüllt und unter Begleitung der Angehörigen und Genossen von drei Männern nach der abseits vom Wohnplatze gelegenen Begräbnisstätte getragen. Es wird dann eine etwa metertiefe Grube ausgeworfen und mit Palmenblättern ausgekleidet, worauf der Tote mit einem Stück des von ihm benutzten Borkenlagers als Unterlage vorsichtig der Länge nach in die Erde gebettet wird. Seine Federsachen und Kurús werden ihm als Kissen unter den Kopf, seine Waffen an die rechte Seite gelegt, ebenso ein brennendes Holzseicht, das die geschlossene Gruft mit Rauch anfüllt und wahrscheinlich, ohne tiefere Bedeutung, nur dem Zweck dient, die wilden Bestien, Gürteltiere, Füchse u. a., von dem Leichnam abzuhalten. Das Erdloch wird nicht zugeworfen, sondern gruftartig mit einem Gerüst aus starkem Knüttelholz überlegt, worauf dann der Rest des Borkenbettes und Palmenblätter derart dicht ausgebreitet werden, daß die Erde nicht durchfallen kann, welche die Leidtragenden zu einem kegelförmigen, oft bis 3 m hohen Hügel darauf häufen.

Nach Beendigung des Begräbnisses kehren alle ernst und schweigend zurück. Die weiblichen Angehörigen des Verstorbenen sondern sich von den anderen ab und schließen sich in eine kleine, abseits gelegene Hütte ein, wo sie während einer Woche laut wehklagend den erlittenen Verlust betrauern. Die übrigen Tribusgenossen

benutzen diese Zeit, um die Vorbereitungen für die nach acht Tagen stattfindende Totenfeier zu treffen, zu der auch oft die befreundeten Nachbarstämme eingeladen werden.

Der Beginn des Totenfestes wird durch Signalblasen auf einem Horn angekündet. Sämtliche Leidtragende und die herbeigeeilten Freunde setzen sich um das Feuer in der großen Hütte; die Männer in der vorderen Reihe und dahinter die Weiber und Kinder. Dann stimmt der Kazike den monotonen Totengesang an, der, von den übrigen mitgesungen und öfter wiederholt, ungefähr folgendes sagt: „Du bist von uns gegangen, sei glücklich auf deiner Reise und lebe in Freundschaft mit den anderen.“ Nachdem noch der Taten und guten Eigenschaften des Verstorbenen in verherrlichender Weise gedacht ist, beginnen die Tänze um das Feuer herum, die viele Stunden andauern und meistens erst nach Aufzehrung der Speisen und Getränke ihr Ende finden.

Das Begräbnis für die Kinder ist weit einfacher, und nur die Eltern und allernächste Verwandte nehmen daran teil. Das kaum metertiefe Grab wird nach Aufnahme des kleinen, in Tuch eingehüllten Leichnams mit Erde aufgefüllt und dann geebnet, so daß die Stelle durch nichts auffällt und unkenntlich bleibt. Trauerfeierlichkeiten finden nicht statt.

Von Religion kann man bei den Corôados kaum reden. Das von den Jesuiten und anderen Missionaren gepredigte Christentum hat nur verwischte Spuren in den religiösen Anschauungen dieser Naturkinder hinterlassen, zumal die Lehren, von Stamm zu Stamm, von Generation zu Generation weiter getragen, in der Form immer mehr entstellt worden sind. Sie glauben an ein höheres Wesen (Tupên), das die Tapferen mit einem Schlaraffenleben in einem Lande voll fetter Tapire belohnt, während die Schlechten und Feiglinge in das Innere der Erde geschickt werden, wo sie sich mit Regenwürmern begnügen müssen.

Die meisten Corôado-Mythen sind neueren Ursprungs, da sie zu deutlich den Stempel der auf ihre Verhältnisse zurecht gelegten biblischen Sagen tragen, um für alt oder überhaupt für echt gelten zu können. So kennen sie auch die Sintflut, und die Kaingangs in Paraná behaupten von sich, daß sie und einige befreundete Stämme die einzigen waren, die sich retten konnten. Auch einige Arés⁴⁾ hätten sie aus dem Wasser gezogen und am Leben erhalten und dadurch zu Sklavendiensten verpflichtet; später aber seien diese entflohen, um sich ihrer Knechtschaft zu entziehen.

Die angesiedelten Corôados werden von Missionaren katechisiert und sind alle dem Namen nach Christen. Sie wohnen den kirchlichen Handlungen aus Neugierde für das Ungewohnte, aber nicht aus innerlicher Überzeugung oder aus Verständnis für die Religion bei, lassen sich taufen und tragen christliche Vornamen, z. B. José, Antonio, João, Bento, Maria, Magdalena, hängen sich irgend eine Heiligenmedaille um den Hals, schmücken ihre Hütten mit federverzierten Kreuzfixen und langen Rosenkränzen, bleiben aber im Herzen Heiden und halten an den von ihren Vorfahren überlieferten Vorstellungen fest.

Aberglaube und Traumdeuterei spielen eine große Rolle im Leben der Corôados; besonders bei Krankheiten,

⁴⁾ Über die Aré-Indianer sind nur spärliche Nachrichten gesammelt. Der wenig volkreiche Guaraniestamm bewohnt die waldigen Gegenden des mittleren Rio Ivahy und ist im Aussterben begriffen. Friedliebend und unkriegerisch, werden sie von ihren Feinden, den Corôados, stark bedrängt und vielfach zu Gefangenen gemacht und dann als Sklaven behandelt.

Jagden, Reisen und im Kriege wird viel auf die Traumercheinungen des Kafangé und des Kaziken gegeben.

Die Häuptlingswürde, die durch Wahl dem Tüchtigsten des Stammes übertragen wird, bringt mehr Pflichten als Rechte. Die geringe Autorität, die der Häuptling als solcher genießt, hängt zum großen Teil von den Geschenken ab, die er seinen Tribusgenossen macht. Hat er vorher nur für seine Weiber und Kinder gearbeitet, so muß er jetzt auch noch für seine Untertanen mit-sorgen.

Geschenke sind bei dem Corôado etwas Selbstverständliches; er teilt mit dem Gaste das Letzte und verlangt gleiches auch von den Weißen. Die Behörden tragen dieser Sitte Rechnung und unterstützen die angesiedelten Indianer nach Möglichkeit, um sie so allmählich der Zivilisation ganz zu gewinnen.

Oft genug werden von den Stämmen, die sich festsetzen wollen, Abgesandte an den „Großen Chef“ (Staatspräsidenten) in Curytiba oder S. Paulo geschickt, um dort vorstellig zu werden. „Wir kommen von weit her. Unsere Verwandten sind alle arm. Wir haben keine Beile, keine Messer, keine Flinten, kein Schrot und kein Pulver. Gib uns das!“ So ungefähr lautet in klassischer Kürze das Anliegen, das auch stets erfüllt wird. Es wird den Bittstellern möglichst viel gezeigt, die Stadt, die Straßen- und Eisenbahnen, die großen Läden, Maschinen usw., alles unbekannte Dinge für sie, die ihr größtes Erstaunen erregen. In begeisterten Worten berichten sie dann nach ihrer Rückkehr über das Gesehene und tragen so dazu bei, daß ihre Stammesgenossen eine bessere Meinung von der Kultur der Weißen erhalten.

Die Zahl der angesiedelten Corôados im Staate S. Paulo ist ganz gering, in Paraná dürfte sie 2000 übersteigen. Die Stärke der nomadisierenden Wilden ist gänzlich unbekannt und jedenfalls recht bedeutend. Diese führen ein unstetes Jägerleben in ihrem weitläufigen und waldreichen Gebiete, das sie nach allen Richtungen durchstreifen; selbst der breite Rio Paraná hindert sie nicht, öfters nach Matto Grosso zu wechseln und umgekehrt. Mit den Weißen und auch mit ihren indianischen Nachbarn, ja selbst mit einigen ihrer eigenen Stämme, leben sie in bitterster Feindschaft. Auf ihren Wanderungen, bei denen sie 30 km und mehr täglich zurücklegen, führen sie neben allen Waffen und Geräten auch glühende Holzkohlen in einem Gefäß aus Ton oder in lehmausgeschmierten Taquarahalmen mit sich und als Mundvorrat feste Kugeln aus geröstetem, halbreifem Mais, die wohlschmeckend und längere Zeit haltbar sind. Einer der erfahrensten und kundigsten Männer, gewöhnlich der Kazike selbst, geht auf dem Marsche als Führer voran, die anderen folgen in langer Reihe, immer einer hinter dem anderen, Frauen und Kinder in der Mitte. Ohne Karte, ohne Kompaß wissen die Leute sich zurecht zu finden. Sie besitzen einen ausgesprochenen Orientierungssinn und können als gute Beobachter der Natur selbst bei bedecktem Himmel die Richtungen aus den physiologischen Eigenheiten vieler Pflanzen bestimmen.

In der Umgebung ihrer Niederlassungen legen die Wilden nach allen Richtungen hin Fußsteige an, die zu den Bade- und Fischplätzen, zu den kleinen Pflanzungen und auch zu den befreundeten nachbarlichen Dorfschaften ihrer Stammangehörigen hinführen und viel begangen werden. Fast immer sind sie von Hunden begleitet, die auf alles Fremde und auch auf Wildspuren aufmerksam machen und nachts das Lager bewachen. Die Corôados sind, wie schon bemerkt, große Tierfreunde, sie halten gezähmte Affen, Papageien, Nasenbären und andere Waldtiere, aber der von den Europäern eingeführte Hund (Hokúhokú), den schon viele Stämme als Haustier übernommen

haben, ist ihnen als treuer Wächter und Jagdgenosse unentbehrlich geworden und am meisten geschätzt. Die Frauen zögern nicht, junge Hunde im Notfalle mit den Kindern zusammen an der eigenen Brust zu nähren, weshalb die Tiere ihnen trotz der späteren schlechten Behandlung über alles zugetan sind. Erwachsen, werden die Hunde in der notdürftigsten Weise mit Speiseresten und Früchten ernährt. Die Indianer behaupten, magere Hunde seien die schnellfüßigsten und brauchbarsten. Um sie für die Jagd anzueifern, wird ihnen von dem erjagten Wild das Blut gegeben, dagegen Fleisch und Eingeweide vorenthalten, aus Furcht, sie könnten später das Wild anreißen; auch Knochen und Haut wird ihnen verwehrt, damit die Schärfe des Gebisses nicht darunter leide.

Die Corôados sind in allen Leibesübungen und im Gebrauch ihrer Waffen höchst gewandt, besonders im Bogenschießen, das die Männer von frühester Jugend auf üben. Für die Jagd und den Krieg sind Pfeil und Bogen noch immer ihre Hauptwaffen, während sie im Nahkampf Lanzen und Keulen verwenden. Man kann von den wilden Tribus behaupten, daß sie an der Grenze der Steinzeit stehen, da viele unter ihnen noch Steinbeile (Béng), Steinmesser (Toi), steinerne Mörser (Kré) und Stampfer (Krá) und in ganz seltenen Fällen Pfeilspitzen aus Feuerstein gebrauchen.

Die Herstellung der Waffen wird mit viel Sorgfalt betrieben. Wohl in allen größeren europäischen Museen und in vielen Privatsammlungen findet man Corôadoutensilien, die aber meist von gewinnstüchtigen Mansos und von Weißen als vielbegehrte Objekte „fabrikmäßig“ für den Handel erzeugt werden, während die echten, von den Wilden herrührenden Geräte schwer aufzutreiben sind.

Der große, 2 bis 2,5 m hohe Bogen (Uepi; Abb. 4) ist aus dem zähen, als Bogenholz allgemein bekannten Páo d'Arco oder Guayuva, zuweilen auch aus stark federndem Palmenholz gearbeitet und entweder völlig glatt oder der besseren Handhabung wegen ganz mit Imbira, dem außerordentlich festen Wurzelbast mehrerer Araceen umwickelt bis auf die Mitte, wo eine zweifingerbreite Stelle für das Anlegen des Pfeiles frei bleibt. Zum Festhalten der straff gespannten, aus Pflanzenfasern hergestellten kräftigen Sehne ist der Bogen an den beiden Enden etwas zugespitzt und leicht abgesetzt, wodurch ein Aufrutschen unmöglich wird.

Die dünnen, bis 1,6 m langen Pfeile (Dô; Abb. 5 und 6) tragen Schäfte aus schlanken, weitknotigen Taquarahalmen und gehören zu den zierlichsten Waffen ihrer Art. Der im grünen Zustande sehr biegsame Halm wird künstlich gerade gezogen und dann gut getrocknet, wodurch er die nötige Festigkeit gewinnt und eine spätere Krümmung verhindert wird. Die Knoten werden sauber verputzt und meist mit Imbira umwickelt, damit sie beim Abschießen des Pfeiles nicht stören und seine Richtung ablenken. Der Schaft zeigt stets mehrere dieser Umwickelungen (drei bis sechs), die, in gewissen Abständen wiederholt, zugleich als Verzierung dienen, zwischen denen zuweilen rote, mit Urucú ausgeführte, oder schwarze Zeichnungen angebracht sind. Die meisten der „bemalten“ Pfeile stammen freilich von den Mansos, die ihre „Ware“ nach dem Geschmack der Kundschaft in übertriebener Weise schmücken.

Man kann drei Typen der Corôado-Pfeilspitzen unterscheiden. Die für Kriegszwecke gebräuchlichen, früher aus Feuerstein gearbeiteten Spitzen sind jetzt allgemein durch eiserne, den alten aber in der Form gleichgebliebene ersetzt (Abb. 5, 7 und 8). Die Indianer legen großen Wert auf die scharfgeschliffenen, doppelschnei-

digen eisernen Pfeil- und Lanzenspitzen, die sie aus den erbeuteten Eisengeräten der Weißen in mühsamer Arbeit herstellen. Für die Jagd verwenden die Wilden Pfeilspitzen aus gespaltenen und an beiden Enden geschärften Affenknochen, die mit Imbira derart am Schaftende befestigt werden, daß sie einen Widerhaken bilden und bei einem gewaltsamen Herausziehen des Pfeiles aus einer Wunde vom Schaft abrutschen und im Fleisch stecken bleiben (Abb. 9). Der dritte Typ endlich, eine konisch verlaufende, in der Mitte stark verdickte hölzerne Spitze (Abb. 10), dient zum Erlegen von Vögeln und Herabschießen von Früchten, namentlich von Sapucaia- (*Lecythis Ollaria*, L.) und Pinha-Nüssen (*Araucaria brasiliensis*, Rich.). Eine Vergiftung der Spitzen findet nicht statt.

Zur Befederung ihrer Pfeile benutzen die Corôados ausschließlich die langen (etwa 30 cm) schwarzen Schwanzfedern der Jacús (*Penelope*) und die gebänderten einiger größerer Raubvögel, die sie mit feinem Fasergarn 7 bis 10 cm oberhalb der flachen Sehnenkerbe sorgfältig anbringen.

Die Corôados, die im Buschkriege die Überlegenheit der Büchsen über ihre eigenen Waffen oft genug zu ihrem Nachteile erfahren haben, suchen den Weißen stets aus einem Hinterhalt mit Pfeilen beizukommen und gehen nur dann, wenn sie in der Mehrzahl und ihres Erfolges sicher sind, mit Lanzen und Keulen zum offenen Angriff über, wie dies bei verschiedenen mit Straßen- und Bahnbau beschäftigten Arbeiterkolonnen in Paraná in den letzten Jahren mehrmals der Fall gewesen ist.

Die von der Geographischen Kommission in S. Paulo 1905 und 1906 zur kartographischen Aufnahme der Flüsse Aguapehy und Rio do Peixe ausgerüstete und stark bewaffnete Expedition wurde von den Corôados von hohen Bäumen her beobachtet und nach Auspionierung günstiger Gelegenheit auch angegriffen. Die aufgebrauchten Wilden hatten an mehreren Stellen gut maschierte Verhaue am Fluß angelegt, von wo aus sie die Boote mit Pfeilen beschossen, aber auf die Gewehrsalven schleunigst flüchteten. Nachts umkreisten sie die Lager, um durch Zurufe und nachgeahmte Tierstimmen ihre Anwesenheit darzutun und die Expeditionsteilnehmer einzuschüchtern und vom weiteren Vordringen abzuhalten, und als alles nichts half, zündeten sie verschiedentlich den Wald an beiden Flußseiten an.

Bei den sorgfältig vorbereiteten Überfällen auf die Wohnhäuser der Pflanzer wählen die Corôados gewöhnlich die frühen Morgenstunden, um die Leute im Schlafe zu überrumpeln und in der brutalsten Weise niederzumachen. Im Handgemenge ist die meist mit einer eisernen Spitze versehene Lanze (Uraguru) eine furchtbare Waffe; gefährlicher aber noch sind die schweren Holzkeulen, die von den Wilden mit tödlicher Wucht gehandhabt werden. Neben der gewichtigen Kriegswaffe stellen die Corôados auch leichtere und handlichere, mit Taquara und Imbira kunstvoll umflochtene Keulen (Abb. 11) her, die sie als eine Art Spazierstock auf ihren gewöhnlichen Gängen mitführen.

Bei der Vorliebe der Wilden für Musik, die bei ihren Festlichkeiten eine große Rolle spielt, nimmt es wunder, daß sie über die primitivsten Anfänge nicht hinausgekommen sind. Außer den aus Ochsenhörnern oder Taquara sauber gearbeiteten und verzierten meterlangen Signalhörnern (Sakerê; Abb. 14), mit denen die Häuptlinge in feierlicher Weise das Signal zum Beginn der Festlichkeiten oder im Kriege zum Angriff geben, besteht die einfache musikalische Ausrüstung nur noch aus zwei- oder viertönigen, aus den langen Halmen gliedern der Taquara hergestellten Flöten (Kokê;

Abb. 13), aus einem trommelähnlichen Schlaginstrument (Xié) und aus klappernden, mit Samenkernen oder kleinen Steinen gefüllten Kalabassen.

Die Anfertigung der Waffen wird von den Männern besorgt, während die Herstellung der Tücher, der Feder-sachen und des Hausrats den Frauen obliegt, die in der Webekunst und Korbflechterei, weniger in der Töpferei, großes Geschick betätigen. Das Webematerial wird aus den zähen Fasern der Nessel (Urtiga) und anderer einheimischer Pflanzen gewonnen, das, zu Garn gedreht, mit den einfachsten Hilfsmitteln zu Scham-schürzen, kleinen Tüchern (Kurús) und zu den als Schlafdecke, Mantel und sonstigen Zwecken dienenden großen Tüchern (Kurú-kuxá, gewöhnlich 2 bis 2,2 m lang, 1 bis 1,2 m breit und 1,8 bis 2,5 kg schwer; Abb. 15 und 16) gewebt oder zu Netzen und Tragbeuteln (Abb. 17) gestrickt wird. Die Frauenwelt eifert darin, ihre Tücher mit eingewirkten braunen oder schwarzen geradlinigen Mustern zu zieren, ebenso wie sie ihre aus Taquara geflochtenen Maissiebe (Krétampere; Abb. 18) und Vorratskörbe (Kenjé; Abb. 20 und 21) hübsch ornamentiert, was man aber bei den stark mitgenom-menen Tragkörben (Abb. 19), Fischkörben und

den in einfachen Formen hergestellten Tongefäßen unterläßt.

Bemerkenswert ist die auf eine niedrige Kulturstufe deutende Tatsache, daß die nomadisierenden Corôados keine Kanús oder andere bootsähnliche Fahrzeuge besitzen, ein Mangel, dem sie beim Übersetzen breiter Gewässer, falls sie keine Furt zum Durchwaten finden, durch provisorische Flöße abhelfen.

Die dialektreiche, aber im Wortschatz und in der Form wenig entwickelte Sprache der Corôados enthält viele Guttural- und Nasallaute, die, bei geschlossenen Zähnen herausgestoßen, schwer verständlich und noch schwieriger nachzusprechen sind. Unsere Konsonanten z, b, l und das scharfgesprochene r fehlen ihnen, dafür gebrauchen sie aber Laute, die wir selbst mit den verzwicktesten Buchstabenverbindungen nicht auszudrücken vermögen. Die von verschiedenen Forschern versuchte Angliederung an andere indianische Sprachstämme ist bislang noch nicht genügend dokumentiert, um die richtige Einfügung der von den Tupis verächtlich als Tapuyas (Barbaren) oder Camés (Feiglinge, Flüchtlinge) bezeichneten Corôados in die große Indianerfamilie mit Sicherheit zu gestatten.

Für die Zigeuner.

Vorwiegend mit der Betonung der Rasse-eigenschaften der Zigeuner befaßt sich das neueste Heft der Zeitschrift der englischen Zigeunerkunde-Gesellschaft (Journal of the Gypsy Lore Society, April 1908, Liverpool, 6 Hope Place). Eine Anzahl hervorragender Kenner dieses Wandervolkes erhebt laute Klage und Widerspruch dagegen, daß von verschiedenen Staaten jetzt neue Gesetze und verschärfte Maßregeln gegen das Wandervolk ergriffen werden; in ihrer Liebe zu den Zigeunern verteidigen sie deren „Recht zu leben, auf Luft, Sonnenschein und Wandetrieb“. In England sind es zwei Gesetze, die Moveable Dwellings Bill und die Children's Act, die tief in die Lebensweise der Zigeuner einschneiden und von Walter Gallichan scharf bekämpft werden. Die Gesetzgeber, so sagt er nicht mit Unrecht, verständen nichts von der Psychologie des Zigeunergehirnes, sie stellten das Wandervolk auf gleiche Stufe mit Landstreichern. Es tritt hier die gleiche Erscheinung zutage, wie wir sie bei Kolonialprozessen, Kolonialgesetzgebung für Eingeborene usw. erleben, daß einfach, ohne Rücksicht auf Rasse-eigenschaften, unsere europäischen Anschauungen, Rechtsbegriffe und humanitären Gefühle auf ein ganz anders geartetes und denkendes Volk übertragen und dadurch grobe Mißgriffe begangen werden. Der Unterschied ist aber doch der, daß die Zigeuner Eindringlinge in anders geartete Völker sind, während die Kolonialvölker auf ihrem eigenen Grund und Boden sitzen.

Nach unserer Quelle wollen Frankreich, Belgien und die Schweiz demnächst in Bern zusammentreten, um die Zigeuner von ihrem Grund und Boden womöglich ganz auszurotten. Dabei werden verschiedene Geschichten erzählt, wie an den Grenzen das Wandervolk (es handelt sich auch um elsässische Zigeuner) hin und her geschoben wurde, da keiner die Leute haben wollte. In einem Falle, der sich im Februar 1908 an der französisch-belgischen Grenze bei Mont St.-Martin ereignete, wollte keiner von beiden Staaten eine aus acht Köpfen bestehende Zigeunerbande zulassen, die in ihrem Zeltwagen dort kampierte. Vier Monate lang wurde sie dort von Gendarmen bewacht, die sich zu diesem Zwecke Baracken bauten und hohe Kosten verursachten.

Vom ethnologischen Standpunkte aus ist bei der ganzen Angelegenheit von Belang, daß es sich als unmöglich erwiesen hat, dieses Wandervolk zu einem seßhaften zu gestalten, denn wenn auch hier und da einzelne Erfolge nach vielem Bemühen verzeichnet werden, so ist es doch, trotz nun mehr als hundertjährigen Anstrengungen, nicht gelungen, das Volk in dieser Richtung umzuformen. Ist dieses auch eine längst gut bekannte Tatsache, so lesen wir doch die historische Zusammenfassung, die E. O. Winstedt unter dem Titel Gypsy Civilisation gibt, mit Gewinn. Man solle nur mit unserer Kulturbeglückung den Wandervögeln fernbleiben; sie verlangen nicht danach, wollen nur ihre Freiheit; sie belästigen nicht die Armenhäuser, verlangen keine Invaliden- und Krankenversicherung, weder Schulen noch sonst staatlichen Schutz usw.

Ausführlich sind die Maßregeln besprochen, die unter Maria Theresia und Kaiser Josef in Ungarn und Siebenbürgen getroffen wurden, um die Zigeuner seßhaft zu machen, und die nur Mißerfolge hatten. Gegen den Ackerbau, der so wesentlich für die Seßhaftmachung ist, zeigen überall und stets die Zigeuner den größten Widerwillen, und nach dieser Richtung ist, obwohl ihnen alle Erleichterungen geboten wurden, nirgends ein Erfolg zu verzeichnen. Der Zigeunerfreund und -kenner Erzherzog Josef tat alles mögliche, um sie zu heben, verwendete darauf einen Teil seines Vermögens, gründete in Kis Jenö, Bankut, Hatvan, auf der Göböljaras-Pusta und Alcsuth Zigeunerkolonien mit Schulen. „Yet the result was, as usual, an utter failure“ schreibt Winstedt. Gegen den ungarischen Zensus von 1893, der unter 275 000 Zigeunern nur 9000 als Wandervögel anführt, erhebt Winstedt die schärfsten Bedenken — man kennt ja die ungarische Statistik, zumal wenn es sich um Nationalitäten, Vermehrung der Magyaren und kulturelle Schönfärberei handelt! Der Herausgeber des Zensus, Jekel Falusy, gesteht selbst zu, daß die Zigeuner, die auch im Winter an ihren „Heimstätten“ hausen, die übrige Jahreszeit ein Wanderleben unter Zelten führen. Als ansässig kann man eigentlich nur die bei den Magyaren so beliebten Zigeunermusikanten betrachten. Franz Liszt